

Wir sind anders – nicht schlechter!

Ein Essay, der für ein Coming-Out-Buch mit Interviews mit Schwulen und Lesben mit Behinderung entstanden ist.

Auf die Welt gekommen bin ich 1970. Die ersten Geschichten mit Mädchen hatte ich in der Grundschule. Aber wir haben uns nicht als lesbisch angesehen, wir haben auch von Jungen geschwärmt. Mal abgesehen davon, dass wir das Wort „lesbisch“ noch gar nicht kannten.

Später als Jugendliche hatte ich viele Beziehungen und Affären mit Jungen und Männern. Einfach, weil das so normal war und ich erst gar nicht auf die Idee gekommen bin, dass es auch etwas anderes geben könnte. Das ganze Thema „Homosexualität“ war damals noch sehr tabuisiert. Und wenn ausnahmsweise mal darüber berichtet wurde, dann ging es um Männer. Es war ganz anders als heute. Klar, man kann darüber streiten, ob Lesben in den Soap-Operas und andern Massenmedien richtig dargestellt werden. Aber ich finde es total toll, dass jetzt für alle sichtbar ist, dass es Lesben und Schwule gibt, dass Frauen auch mit Frauen zusammenleben und sich in sie verlieben können. Natürlich wird je nach Umfeld, in dem man lebt, auch heute noch oft so getan, als ob es besser wäre, heterosexuell zu sein.

Ich glaube, wenn damals lesbische Lebensweisen schon so sichtbar gewesen wäre, wie heute, wäre ich viel eher auf die Idee gekommen, dass ich selbst mich auf die Suche begeben könnte nach der Prinzessin, die mein Herz erobert.

Meine Annäherung ans Thema Lesbisch- und Schwul-Sein kam einerseits über ein Buch und andererseits über die Frauenbewegung. In dem Buch stand, nur ein Teil der Menschen wäre rein heterosexuell, ein anderer Teil rein homosexuell, die meisten aber wären bi. Ich fand einen Skandal, dass das Thema trotzdem so stark tabuisiert und negativ auf Betroffene reagiert wurde, Schwulen gegenüber sogar aggressiv. Obwohl so viele Menschen auf diese Weise fühlen – aber es verstecken. Ich habe damals noch gedacht, ich selbst würde zu der rein heterosexuellen Minderheit gehören. Aber ich wollte das Tabu aufbrechen und habe immer mal wieder über Bisexualität und Homosexualität geredet. Etwas später habe ich mich selbst als bisexuell angesehen. Das Problem dabei war nur, ich konnte keine andern bisexuellen oder lesbische Frauen finden. Das war ganz schön blöd! Ich habe in einer Kleinstadt im Ruhrgebiet gewohnt, bin noch zur Schule gegangen und kannte mich nicht aus, wo es in andern, größeren Städten eine Subkultur gab, wie ich dort hin hätte finden können und welche Regeln in der Lesben-Szene galten. Bei Männern hatte ich immer sehr gute Chancen, besonders solange ich noch als nichtbehindert galt. Weil es, im Gegensatz zu den Schwierigkeiten beim Finden von Lesben, mit Männern immer ganz leicht ging, sich fast von selbst ergab, bin ich noch eine Zeit lang bei der Variante Männerbeziehungen geblieben.

Damals in der Frauenbewegung

Seit ich 16 Jahre alt bin, bin ich eine „Emanze“ und Feministin. In den 80-er Jahren gab es eine Menge Bewegungen: Die Frauenbewegung, die Anti-Atom-Bewegung und verschiedene andere linke Bewegungen. Es war eine andere Gesellschaftskultur als heute. Feministin, Öko, Freak oder irgendwas anderes in der Art zu sein, war damals im linken Teil der Gesellschaft normal. Jetzt gibt es viel weniger Frauen, die sich als Feministinnen bezeichnen. Hauptsächlich die „übriggebliebenen“ von damals. In der

Frauenbewegung haben wir die hierarchischen Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen analysiert und kritisiert. Dass Frauen abends und nachts manchmal Angst haben, allein raus zu gehen, weil sie von Männern belästigt werden könnten. Dass es sexuelle Gewalt gibt und dass sie zum größten Teil von Männern gegen Frauen und Kinder ausgeübt wird. Wenn Frauen gewalttätig sind, dann meist gegen Kinder, aber seltener gegen Männer. Wenn Männer vergewaltigt oder geschlagen werden, dann meistens von andern Männern. Gewalt ist oft von einer Person, die mächtiger ist, gegen eine weniger mächtige gerichtet. Natürlich ist keine Form von Gewalt in Ordnung, egal, von wem sie aus geht und gegen wen sie sich richtet. Aber Gewalt kann mit gesellschaftlichen Machtstrukturen und Wertevorstellungen zusammen hängen und diese Strukturen haben wir abgelehnt. Wir haben in der Frauenbewegung darüber gesprochen, dass viel mehr Frauen von Männern geschlagen werden, als umgekehrt und dass Frauen das Gefühl haben, schwächer zu sein als Männer und sich deshalb nicht erfolgreich wehren zu können. Wir haben kritisiert, dass Männer im Durchschnitt ein deutlich höheres Einkommen und Vermögen haben als Frauen. Das ist übrigens heute statistisch noch so, es hat sich nicht viel geändert, es wird nur nicht mehr so viel darüber geredet. Wir haben angeprangert, dass Hausarbeit größtenteils von Frauen erledigt wird und Männer „ihren Frauen bei der Hausarbeit helfen“. Statt dass Hausarbeit als Männer- und Frauenarbeit gleichermaßen angesehen wird und gerecht aufgeteilt. Dass die Worte und Taten von Männern oft mehr beachtet werden, als die von Frauen. Das sieht man am Redeverhalten in Gruppen und auf öffentlichen Veranstaltungen, in der Geschichtsschreibung, daran, daß in Büchern oder Ausstellungen über ein bestimmtes Thema oft zu 90 % Männer auftauchen und Frauen und ihre Theorien, Taten und Werke unter den Tisch fallen. Obwohl Frauen nicht dümmer oder weniger kreativ sind!

Auf dem Hintergrund dieser Diskussionen galt es in einigen Teilen der Frauenbewegung als gute Alternative, keine weitere Kraft mehr in Männer und Männerbeziehungen zu stecken, sondern lesbisch zu leben. Lesbisch leben hieß auch, Beziehungen jenseits von gesellschaftlichen Machtstrukturen und geschlechtsspezifischen Rollenklischees zu leben.

Für mich war die Idee, Frauen zu lieben daher nichts Bedrohliches, keine schreckliche körperliche Neigung, die ich hätte bekämpfen wollen. Ich fand das ganz gut so. Jetzt im Nachhinein, nachdem ich mehrere Frauen geliebt habe und zurück geliebt worden bin, weiß ich, dass es für mich ein anderes Gefühl ist, als das für Männer. Dass lesbisch zu leben unabhängig von jeder Theorie das Richtige für mich ist und es schon als Jugendliche gewesen wäre. Bei Frauen bekomme ich ein Gefühl mit einer anderen Farbe im Brustkorb als bei Männern. Es strahlt mehr und ist wärmer.

Bloß war es damals leider so schwer, die richtige Frau fürs Herz zu finden. Die dann nicht sagte: „Ih, ich bin doch nicht lesbisch!“, wenn ich ihr näher rückte. Oder mit der aus anderen Gründen nichts laufen konnte. Rückblickend glaube ich, dass auch bei einzelnen von meinen Jugendfreundinnen unser Verhältnis mehr als platonisch war. Aber wir haben es damals nicht so benennen und leben können.

Einen allerersten Zugang zur Lesben-Szene habe ich erst im Studium in einer Großstadt finden können.

Behindert werden und Abhängigkeitsverhältnisse

Im dritten Semester meines Psychologie-Studiums bin ich allerdings schlimm krank geworden und war über ein Jahr weitgehend bettlägerig. Es war eine katastrophale Zeit. Ich hatte damals meine letzte Männerbeziehung, die über 2 Jahre bestand. Er hat unheimlich viel für mich getan, sich um mich gekümmert, den Haushalt gemacht, mich durchgebracht. Er hat sich für mich aufgeopfert. Ich habe seine Unterstützung

dringend gebraucht. Ich hatte keine Familie, auf die ich zurückgreifen konnte. Freunde und Freundinnen haben sich schnell zurückgezogen, weil sie überfordert waren und die Freundschaften sich vorher noch nicht jahrelang hatte festigen können. Oder weil viele Kontakte sowieso nur funktionieren, solange man seine Wohnung verlassen und wohin gehen kann.

Neben der Dankbarkeit gegenüber meinem ehemaligen Lebensgefährten, glaube ich, dass ich eine Funktion für ihn hatte. Das ist die andere Seite der Medaille. Er konnte sich für mich aufopfern und wenn er sein Leben nicht hinkriegte, waren ich und meine Krankheit dafür verantwortlich. Nicht er selbst. Ich verdanke ihm viel – aber es gab auch schreckliche Seiten in der Beziehung, die ich jetzt nicht näher beschreiben werde. Weil ich von seiner Hilfe abhängig war, konnte ich ihn nicht verlassen. Er hat nicht viel dafür getan, meine Abhängigkeit zu verringern, im Gegenteil. Seit dieser Zeit ist mir sehr wichtig, nie mehr von jemand abhängig zu sein.

Ich glaube, es gibt einige Menschen, die Beziehungen zu kranken oder behinderten Menschen suchen, weil es ihnen etwas gibt, wenn ihr Gegenüber von ihnen abhängig ist. Sie können sich stark und fähig fühlen, wenn ihr/e PartnerIn etwas nicht so gut kann und sie braucht. Sie haben vielleicht weniger Angst, verlassen zu werden, es gibt einen guten Grund, auf den man Schwierigkeiten im Leben schieben kann und außerdem sind sie die „guten Menschen“, die mit „so jemand“ zusammen leben. Ihre schwierigen Seiten werden weniger gesehen.

Es gibt natürlich auch viele, die eine Liebesbeziehung mit einem behinderten Menschen einfach deshalb anfangen, weil es ganz normal ist. Weil sie genau diesen Menschen bezaubernd und wunderbar finden und nicht auf die Idee kommen, eine Liebesbeziehung zu unterlassen, bloß weil wir behindert sind. Aber ich glaube, es gibt auch ein paar, die andere Gründe haben, für die unsere Einschränkung eine bestimmte Funktion hat. Es kann sein, sie fühlen sich minderwertig, haben größere Probleme, denken vielleicht, sie könnten sich niemand zumuten oder niemand würde sie wollen – und meinen dann, jemand Behindertem gegenüber würden sie sich nicht so schwach oder unterlegen fühlen. Wenn jemand ein schlechtes Selbstwertgefühl oder andere psychische Probleme hat, kann das trotzdem eine ganz wundervolle Person sein. Das muss kein schlechtes Zeichen sein. Aber wenn wir mit unserer Behinderung instrumentalisiert werden, damit sich jemand anders stärker fühlt, finde ich das brenzlich.

Über die Schwierigkeit, sich zu wehren

In meinen letzten 14 behinderten Lebensjahren und den Kontakten mit vielen andern behinderten Menschen habe ich außerdem den Eindruck bekommen, dass einige (nur ein paar, nicht alle!!) Menschen glauben, mit behinderten Menschen schlecht umgehen zu können, ohne dass es Folgen für sie hat. Ich schätze, es fällt ihnen oft nichtmals auf, wenn sie sich Sachen rausnehmen, die sie mit Nichtbehinderten nicht so leicht machen würden. Das gilt sowohl für Beziehungen, als auch für andere Kontakte und für Personen, die mit behinderten Menschen arbeiten. Vielleicht denken sie, wir würden nicht so schnell von ihnen weg gehen, weil wir nicht so leicht jemand anders finden. Vielleicht rechnen sie mit weniger Kritik, vielleicht mit Dankbarkeit oder denken, wir würden uns nicht wehren. Ich glaube, teilweise stimmt das sogar und Menschen mit Behinderung lassen sich manchmal Sachen gefallen, die man besser nicht tolerieren sollte. Ich merke das bei mir selber auch. Ich habe zwar den Ruf, Haare auf den Zähnen zu haben, aber selbst ich lasse mir heute manchmal Dinge gefallen, die man damals als Nichtbehinderte nicht so leicht mit mir hätte machen können. Manchmal werde ich verunsichert, weil die betreffende Person in anderer Hinsicht gut mit mir

umgeht, z.B. mich nicht wegen meiner Behinderung direkt abwertet, und kann mich deshalb nicht richtig wehren.

Es ist kein Wunder, wenn sich Mensch mit Behinderungen, und besonders Frauen, nicht so schnell abgrenzen und wehren. Zum Beispiel wenn man bedenkt, wie fremdbestimmend und wenig service-orientiert in Behinderten-Einrichtungen oft mit uns umgegangen wird. Oder wie respektlos oder aufwendig zu nutzen Behinderten-Sonderfahrdienste ihren NutzerInnen manchmal gegenübertreten. Ich glaube, in dem großen (Wirtschafts-) Bereich, der von behinderten Menschen lebt, herrscht ein Bild vor, das nicht uns behinderte Menschen als KundInnen ihrer Dienstleistungen und damit als ihre Chefs ansieht. Sondern, überspitzt ausgedrückt, als Menschen, die in Dienstpläne und Abläufe passen sollen und zufrieden sein müssen, dass sie bekommen, was man ihnen gibt. Natürlich meine ich nicht, dass alle Angebote gleich sind und es gibt auch viele MitarbeiterInnen im Behindertenbereich, die respektvoll und sogar unter schwierigen Bedingungen klasse drauf sind. Aber die verbreitetste Haltung in Behinderten-Sondereinrichtungen ist nicht die, dass wir die Chefs sind, für die gearbeitet wird und deren Wünsche und Lebenspläne das oberste Gebot sind, sondern dass behinderte Menschen HilfeempfängerInnen sind und sich in die Betriebsabläufe einfügen sollen. Ich selbst bin erst seit Anfang 20 behindert und habe nie in einer Aussonderungs-Einrichtung gelebt. Aber selbst ich habe Auswirkungen dieser Haltung gegenüber behinderten Menschen gespürt. Um wie viel mehr sind Menschen in so eine Rolle herein gewachsen, die von klein auf gelernt haben, was ihnen zustehen soll und was nicht und dass sie Dankbarkeit und Gehorsam zeigen müssen, wenn sie Hilfen für ihre behinderungsbedingten Einschränkungen haben wollen.

Wenn man lange gelernt hat, dass man sich anpassen muss und vom Wohlwollen anderer abhängig ist, ist es schwerer, herauszufinden, was man selbst will, wo die eigenen Grenzen sind und sich zu wehren. Das hat sowohl mit lesbischen oder schwulen, als auch mit anderen, individuellen Lebensvorstellungen oder mit dem Wehren gegen Übergriffe und andere Grenzüberschreitungen zu tun. Ich finde, es ist für Menschen mit Behinderungen sehr wichtig, sich auf den Weg zu begeben, nach ihren eigenen Wünschen, Träumen, Zielen, Vorstellungen, Grenzen, Vorlieben und Idealen zu suchen. Es ist nicht immer leicht, herauszufinden, was man will und was man nicht will. Und dann sich dafür einzusetzen, dass die eigenen Vorstellungen Wirklichkeit werden – und nicht die anderer Leute. Dass nichts mit einem gemacht wird, was man nicht möchte. Manchmal ist es nicht möglich, durchzusetzen, dass man immer respektvoll behandelt wird. Das schaffe selbst ich nicht, und ich habe gerade verdammt viel Glück im Leben. Aber auf jeden Fall lohnt es sich, herauszufinden, was die eigenen Wünsche sind, dafür zu kämpfen und sich zu wehren, wenn was nicht stimmt!

Selbstbestimmtes Leben

Aus der Behindertenbewegung sind in vielen größeren Städten die „Zentren für selbstbestimmtes Leben“ entstanden. Wie die meisten andern sozialen Bewegungen, ist die Behindertenbewegung längst nicht mehr so aktiv und lebendig, wie in den 80-er Jahren. Aber mit den Zentren für selbstbestimmtes Leben, die sich bundesweit als ISL (Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben in Deutschland e.V.) organisiert haben, und mit den Netzwerken behinderter Frauen und Lesben, die es in vielen Bundesländern und bundesweit als „Weibernetz“ mit Sitz in Kassel gibt, sind wichtige Inhalte der Behindertenbewegung in institutionalisierter Form am Leben geblieben. In den Zentren arbeiten ausschließlich Menschen, die selbst behindert sind. Sie können andere behinderte Menschen parteilich dabei unterstützen, herauszufinden, wie sie

leben wollen und diese selbstbestimmte Lebensführung umzusetzen. Ich finde, dass es eine wichtige Voraussetzung ist, selbstbestimmt und möglichst unabhängig vom Wohlwollen anderer zu leben, um ein lesbisches, schwules, bi- oder transsexuelles Coming Out zu haben und eine alternative Lebensform zu leben. Wenn man bei Mama und Papa wohnt und sie braucht, um zu schwulen oder lesbischen Treffpunkten zu kommen, kann das zu gewissen Komplikationen führen... Vielleicht ist es nicht ihr größter Wunsch, dass ihre Tochter sich mit dieser oder jener coolen Lesbe die Nacht um die Ohren schlägt, anstatt das zu machen, was sie selbst sinnvoller fänden. Das kommt natürlich auf die Haltung der Eltern an. Auch wenn man in einer Behinderten-Wohngruppe oder im betreuten Wohnen lebt oder einen häuslichen Pflegedienst nutzt, kann es sein, dass die MitarbeiterInnen kein besonderes Engagement zeigen, im ohnehin knappen Zeitplan lesbische oder schwule Lebensweisen zu unterstützen. Gerade deshalb finde ich das Konzept der „Persönlichen Assistenz“, das aus der Behindertenbewegung stammt, so prima. Bei persönlicher Assistenz geht es darum, dass behinderte Menschen sich nicht Pflegeplänen und nichtbehinderten „Fachleuten“ unterordnen, sondern selbst bestimmen, wie, wann, wo und von wem sie Unterstützung bekommen. Nach ihrer eigenen Anleitung. Sie sind die Fachleute für sich selbst.

Wenn man keine Hilfen braucht, ist es natürlich noch leichter, behindert zu sein und lesbisch oder schwul zu leben. Aber das kann man sich ja nicht aussuchen.

Mit Rollstuhl zurück in die Welt kommen

Zurück zu meiner eigenen Geschichte.

Nach der langen Zeit, in der es mir gesundheitlich ganz schrecklich ging und ich fast nur liegen konnte, hat sich mein Zustand glücklicherweise wieder gebessert.

Irgendwann konnte ich meinen ersten Rollstuhl bekommen. Ganz langsam wurde ich so fit, dass ich Stückchen für Stückchen ins Leben außerhalb meiner vier Wände zurück kehren konnte.

Viele finden ja, ein Rollstuhl ist etwas Schreckliches, und scheuen sich vor ihm. Sogar wenn er ihnen gut nutzen würde. Das geht mir ganz anders. Ich finde meinen Rollstuhl ein ganz prima Hilfsmittel, mit dem ich mich gut bewegen und ein aufregendes und schönes Leben führen kann. Mein Rollstuhl ist eine Sie und heißt mit Vornamen Schwalbe, weil mit ihr zu fahren, sich so ähnlich anfühlt, wie Schwalben fliegen. Mir ist wichtig, einen sehr guten Rollstuhl zu fahren, der gut zu meinen individuellen Bedürfnissen passt und mir Freiheit bringt.

Als ich wieder langsam in die Außenwelt zurückkehren konnte, dachte ich, ich gehe einfach in die Welt und in das Umfeld zurück, aus dem ich gekommen bin. Ich dachte, ich muss nur gucken, wie ich mein Leben mit der Behinderung organisiert kriegen.

Was schwer genug war. Aber ich ging davon aus, dass ich ansonsten in die Szenen zurück kommen kann, in denen ich mich vorher bewegt habe. Weit gefehlt. Ich musste leider oft vor Wände laufen, an Stellen, an denen ich gar keine Probleme erwartet hatte. Einerseits wurde erstaunlich wenig Rücksicht auf Rollstuhlzugänglichkeit genommen. Auch in den gesellschaftskritischen Kreisen, in denen ich mich bewegt hatte. Andererseits musste ich feststellen, dass ich als völlig anderer Mensch behandelt wurde als vorher. Seit ich sichtbar behindert bin, zieht sich diese Erfahrung durch mein Leben durch und prägt es bis heute stark. Schöne Scheiße. Manchmal finde ich nur abstrus, wie sich der Grossteil der nichtbehinderten Gesellschaft verhält. Aber manchmal ist es auch verdammt anstrengend.

Wie seltsam Menschen mit Behinderungen oft behandelt werden, fällt einem sicher nicht so stark auf, wenn man von Kindheit an als „Behinderter“ angesehen wird, als

wenn die Rolle, die einem gegeben wird, sich im Erwachsenenalter ändert. Manchmal bin ich froh darüber, diesen krassen Wechsel erlebt zu haben. So kann ich eher sagen: „Nein, dies Bild von mir hat nichts mit mir zu tun. Das ist nur ein Vorurteil. Das bin nicht ich, das ist Eure Angst.“ Ich kann es damit vergleichen, als was für ein Mensch ich vor meiner sichtbaren Behinderung behandelt worden bin.

Ich bin kein anderer Mensch als früher.

Früher galt ich als attraktive Frau, die ziemlich idealistisch, ungewöhnlich in ihren Ansichten und ein bisschen verrückt ist, sich einen Haufen Gedanken macht und interessante Ideen, viel Kritik an der Welt und viel Lebensfreude hat,...

Es waren eigentlich ständig mehrere Leute in mich verliebt. Natürlich gab es auch Leute, die mich nicht mochten, weil ich ihnen zu unangepasst war, wir unterschiedliche Wertmaßstäbe hatten oder weil sie meine Art nicht mochten. Auf jeden Fall wurde ich aber als eine Persönlichkeit mit bestimmten Eigenschaften wahrgenommen.

Seit ich als „behindert“ angesehen werde, ist das anders. Dabei bin ich gar kein anderer Mensch als früher. Ich bewege mich nur anders fort.

Von den meisten Nichtbehinderten wird als erstes mein Rollstuhl gesehen. Meine andern Eigenschaften treten dahinter zurück.

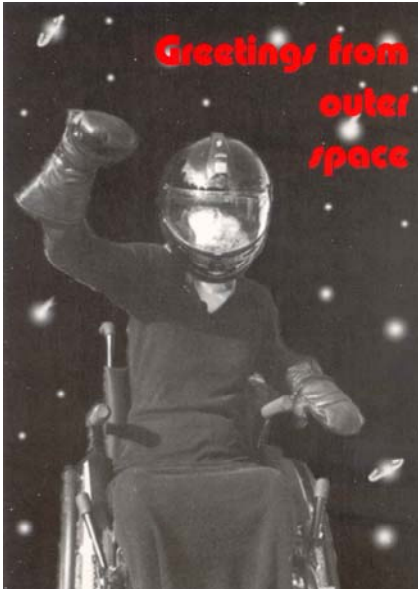
Es kommt darauf an, wo ich bin. Unter anderen behinderten Menschen werde ich so gesehen, wie ich bin. An meiner jetzigen Arbeitsstelle fühle ich mich auch sehr wohl. Ich arbeite mittlerweile als Psychologin in einer Beratungsstelle an der Universität Bremen. Da fallen mein Rollstuhl und mein rasanter Fahrstil zwar auf, aber ich werde nicht auf „behindert“ reduziert. Aber draußen in der „Normalgesellschaft“ finde ich es beizeiten ganz schön anstrengend, mit was für Stereotypen ich mich auseinandersetzen muss und wie stark meine eigentliche Persönlichkeit und meine Fähigkeiten oft ignoriert werden. Überspitzt ausgedrückt werden Menschen mit einer sichtbaren Behinderung mit folgendem Bild konfrontiert: „Behinderte“ sind hilflos, sie können nicht so viel wie andere, sind nicht so selbstständig. Sie sind eher dumm und naiv, als lebenserfahren. Außer beim Leiden: Behinderte leiden und haben daraus möglicherweise eine Bewusstseinsweiterung erfahren. Vielleicht bezeichnet man sie als „tapfer“, weil sie fröhlich sind, obwohl sie „so“ sind. Aber sie kennen es ja nicht anders. Man kann Behinderte bemitleiden oder exotisch finden und bewundern – aber man muss sie nicht auf die selbe Stufe mit sich selbst stellen und ihnen von gleich zu gleich nahe kommen. Wie gesagt: Ich übertreibe hier, um zu verdeutlichen.

Mitleid

Kurzer Exkurs zum Thema „Mitleid“: Mitleid wird uns beizeiten übergestülpt, egal, ob unsereins über den Punkt, auf den sich das Mitleid bezieht, selbst überhaupt leidet oder nicht. Besonders unpassend finde ich die Kombination, wenn Nichtbehinderte mich dafür bemitleiden, dass ich bin, wie ich bin, nämlich behindert, aber NICHTS dafür tun, dass tatsächlich vorhandene Benachteiligungen verbessert werden. Ich selbst finde mich wegen meines Rollstuhls nicht weniger gut oder bemitleidenswert. Das, wofür Mitleid angemessen wäre, sind Benachteiligungen, unter denen ich leide. Aber nicht, dass ich bin, wie ich bin. Dann fühle ich mich in der falschen Welt. Ohnehin kommen die meisten der Einschränkungen, unter denen ich leide, nicht von meiner Behinderung selbst, sondern vom ungunstigen Umgang von andern damit oder durch gesellschaftliche Benachteiligungen (fehlende Barrierefreiheit, obwohl es möglich wäre,...). Also durch Bedingungen, die gar nicht so sein müssten.

Außerirdisch?

Am heftigsten habe ich die Ignoranz meiner Person mit all meinen Eigenschaften und Fähigkeiten in der Frauenszene erlebt. Bei vielen Frauen (nicht allen!) hatte ich das Gefühl, als erstes sehen sie meine Behinderung. Dann noch mal meine Behinderung. Dann lange nichts. Dann erst kommen meine andern Eigenschaften.



© Tanja Muster

Außerdem habe ich den Eindruck, dass viele in der politischen Frauen-Lesben-Szene Angst haben, sich mir gegenüber politisch unkorrekt zu verhalten und mich als Folge meiden. Wenn jemand auf Distanz geht, verängstigt korrekt-höflich oder unecht-überfreundlich ist – aber den Kontakt bloß nicht persönlicher werden lässt – finde ich das auf Dauer unangenehmer, als wenn mich jemand aus Versehen oder Achtlosigkeit beleidigt, aber wenigstens als Mensch sieht und mit mir redet. Parallel mit der Angst vor politischer Unkorrektheit habe ich in der Frauen-Szene eine ungewöhnlich geringe Wertschätzung meiner Person erfahren. Anders, als an andern Orten. (Das gilt wieder nicht für alle politischen Frauen. Mit einigen bin ich ganz selbstverständlich befreundet und es ist gut.)

In der Schwulenszene ist es für mich leichter. Ich weiß nicht genau, woran das liegt und ob es für behinderte Schwule genauso ist. Vielleicht haben Schwule weniger Angst vor mir, weil sie nicht befürchten, ich wollte etwas mit ihnen anfangen?

Dabei sollte das sowieso kein Grund zur Furcht, sondern zur Freude sein!

Und entweder als Kompliment verstanden werden, auf das frau eben einen Korb gibt oder als Glück, auf das frau eingeht.

Flirt?

Angegraben werde ich nur noch 5 % so oft, von dem wie häufig es früher, als Nichtbehinderte war. Obwohl, das stimmt nicht ganz. Das bezieht sich nur auf Kontakte mit Nichtbehinderten. Von andern Menschen mit Behinderungen werde ich sehr oft angeflirtet. Daraus könnte ich die Empfehlung ableiten, sich bei der Suche nach der großen oder kleinen Liebe bei andern behinderten Menschen umzugucken, falls es mit Nichtbehinderten schwierig ist.

Die meisten der Frauen, mit denen ich Techtelmachtel oder Liebesbeziehungen hatte, sind nichtbehindert. Einfach, weil es viel mehr nichtbehinderte Lesben gibt, als behinderte. Allerdings haben sich manche (nicht alle!) von ihnen in Zusammenhang mit meiner Behinderung in einigen Situationen demütigend oder auf andere Weise unpassend mir gegenüber verhalten. Bei andern von meinen Geliebten war es kein Problem, dass sie nichtbehindert sind.

Mit behinderten Frauen war es meist leichter, sich nah zu kommen. Andererseits finde ich, dass es besonders schön ist, unterschiedlich zu sein und sich nahe zu kommen.

Vielleicht kommt es mit einem behinderten Gegenüber leichter zu einem gegenseitigen Interesse. Aber wie man miteinander leben kann, hängt vom Individuum ab und da ist die Behinderung oder Nichtbehinderung nur eine von vielen Eigenschaften, die den Erfahrungshintergrund bestimmen. Ich glaube, die Hauptsache ist, darauf zu achten, ob jemand gut mit einem umgeht und sich selbst genauso darum zu bemühen.

Fremdbild contra Selbstbild

Zur Verdeutlichung der seltsamen Sichtweisen mancher Nichtbehinderter erzähle ich jetzt noch eine kleine, typische Geschichte über den Unterschied zwischen meinem Selbstbild und dem Fremdbild, mit dem mir gegenübergetreten wurde: Vor einigen Jahren saß ich morgens in einer Physiologie-Vorlesung. Ich hatte gerade ein super Wochenende in einer Großstadt ein paar hundert Kilometer entfernt hinter mir. Eine Menge toller Leute hatte ich getroffen. Freundinnen, die mir seit längerem am Herzen lagen. Und neuere Bekanntschaften mit Frauen geknüpft, die ich schon eine Zeit lang bewundert hatte und klasse fand – und die tatsächlich auch Interesse an mir hatten und sich über den Kontakt freuten. Viele interessante Gespräche, aufregende und glückliche Stunden lagen hinter mir, als ich in der Vorlesung saß und noch innerlich strahlte. Neben mir saß eine ältere, lesbische Kommilitonin. Ich war froh, dass sie neben mir saß, weil ich auf dem Rollstuhlplatz oft allein sitzen musste. Ich wusste, dass sie Eva, eine Ex von mir, flüchtig kannte. Vor ein paar Wochen hatte ich extra einfließen lassen, in welchem Verhältnis Eva und ich standen, um dem Vorurteil entgegen zu wirken, „Behinderte“ wären unattraktiv und hätten meist keine Beziehungen. An dem Montag-Morgen in der Vorlesung habe ich ihr dann vorgeschwärmt, wie toll das Wochenende war und wen ich alles getroffen habe. Ihre Reaktion? Sie hat leicht mit dem Kopf genickt und mit bedauernder Stimme gesagt: „Ja, es wäre doch schön, wenn du ein paar mehr Bekannte hier in der Gegend finden könntest.“

Mehrfaches Coming Out

Wie man von der Außenwelt behandelt wird, hängt natürlich davon ab, wie gut die eigene Behinderung sichtbar ist. Wenn die Behinderung nicht bemerkt wird, fallen die direkten, abwertenden Reaktionen der Außenwelt weg. Es kann trotzdem weh tun, wenn Bekannte finden, jemand mit der eigenen Behinderung sollte abgetrieben werden oder andere negative Bemerkungen über Menschen mit Behinderungen machen. Aber sie wollen nicht weniger mit einem tanzen oder Kaffee trinken gehen. Zumindes, solange man seine Behinderung nicht outet.

Lesben, Schwule, bi- und transsexuelle Menschen mit Behinderungen haben (mindestens) zwei Bereiche, in denen sie sich entscheiden müssen, ob sie ein Coming Out machen oder lieber versteckt im Schrank bleiben wollen. Die sexuelle Identität und die Behinderung. Mein Eindruck ist, dass sich einige entscheiden, entweder die Identität „behindert“ oder die Identität „lesbisch“ bzw. „schwul“ zu leben. Beides zusammen ist ihnen zu viel. Sie leben entweder in einem Umfeld, in dem verschiedene andere Menschen behindert sind, haben einen offenen Umgang mit ihrer Behinderung und ihre Lebenssituation darauf eingestellt. Oder sie bewegen sich in der Lesben- oder Queer-Szene und bemühen sich, die Behinderung in den Hintergrund treten zu lassen, sie nicht als Identität offen zu leben. Sie versuchen, sich so gut es geht an nichtbehinderte Bedingungen anzupassen und kritisieren wenig.

Das gibt es natürlich nicht nur bei Lesben, sondern auch bei vielen andern behinderten Menschen. Wer seine Behinderung verstecken kann, tut das häufig und steht nicht offen dazu. Ich finde, behindert zu sein, ist nichts, was man verstecken muss. Wir sind anders – nicht schlechter! Wenn man etwas versteckt, verleugnet man einen Teil von sich selbst. Dadurch tut man so, als ob es wirklich etwas Falsches wäre.

Ich weiß, dass es manchmal ungute Reaktionen auf meine Andersartigkeit gibt. Ich muss entscheiden, wie viel ich davon ertragen kann und wann ich mich zu Hause

verkriechen oder Teile von mir verstecken muss, um mich zu schützen. Aber ich weiß auch, dass diese negativen Reaktionen nicht berechtigt sind. Ich bin gut und genau richtig, wie ich bin. Da gibt es nichts, was man verstecken muss. Das gilt sowohl für meine lesbische Lebensform als auch für mein körperliches Anders-Sein.

Doppelte Minderheit

Einer der Unterschiede der Lebenssituation von lesbisch-schwulen und heterosexuellen Menschen mit Behinderungen ist, dass Heterosexuelle von Ignoranten leichter weg gehen und sich netteren Umgang suchen können. Wenn unsereins eine PartnerIn finden will, ist sie auf die Szene, Kontaktanzeigen oder große Glücksfälle angewiesen. Es ist zwar möglich, zufällig auf der Straße, beim Sport oder auf der Arbeit eine andere Lesbe zu finden und sich wechselseitig in sie zu verlieben. Aber die Chance, gegengeschlechtlich liebende Menschen zufällig zu treffen, ist für Heterosexuelle einfach größer. Die laufen überall in Massen rum. Die Supermärkte sind voll davon, in 95 % aller Kneipen sieht man Menschen, die ganz offen zugeben, sich nach dem andern Geschlecht zu sehnen – oder dieser Form der Zuneigung sogar durch öffentliches Händchenhalten oder durch Eheringe Ausdruck verleihen. Viele Heterosexuelle tummeln sich in Kinos und gucken Filme über Männer und Frauen an, die sich lieben. Oder sie treffen in Sport- oder anderen Vereinen Gleichgesinnte. Bis man dann die Richtige findet, ist es immer noch schwer genug. Aber die Auswahl an potentiellen Geliebten ist für Lesben und Schwule einfach kleiner und es gibt weniger Orte, an denen man sein Herzstück gut finden kann.

Typisch für behinderte Lesben und Schwule ist, „doppelt anders“ zu sein. In der „Normalgesellschaft“ werden sie wegen der Behinderung als etwas anderes angesehen. Auch wenn häufig vertreten wird, man würde keinen Unterschied machen. Das stimmt nämlich nicht, ich kann aus eigener Erfahrung bestätigen, dass es ein großer Unterschied ist. Selbst wenn das nicht bewusst und absichtlich geschieht. Wenn eine behinderte Lesbe sich in Kreise begibt, in denen sie mit ihrer Behinderung nicht auffällt, ist sie trotzdem wieder anders als die Mehrheit, weil sie lesbisch ist. Man kann kaum Orte finden, an denen man sich nicht als Ausnahme fühlt. Im Unterschied zu behinderten Schwulen wirkt sich auf die Lebenssituation von behinderten Lesben aus, dass Frauen und Männern in dieser Gesellschaft unterschiedliche Rollen, Ansprüche und Handlungsmöglichkeiten zugeschrieben werden. Das werde ich jetzt nicht im Detail ausführen, sonst würde dieser Artikel zu lang. Man kann es an anderer Stelle nachlesen oder sich selbst überlegen. Natürlich gibt es auch positive Wechselwirkungen zwischen den Merkmalen „behindert“ und „lesbisch“ sein: Zum Beispiel habe ich, seit ich Rollstuhlfahrerin bin, wegen meiner Behinderung viel weniger negative Reaktionen auf meine lesbische Lebensweise bekommen, als es sonst der Fall gewesen wäre. Gut, wahrscheinlich liegt es mit daran, dass behinderte Frauen oft als sexuellen Neutren angesehen werden. Manche haben gedacht, ich kriege wegen meiner Behinderung so schlecht einen Mann und deshalb sähe ich mich als Ersatzlösung als lesbisch an. Obwohl ich in Wirklichkeit immer noch leicht Männer finden kann. Es ist zwar nicht schön, in seiner Sexualität nicht ernst genommen zu werden. Aber wenn es dadurch keinen Stress gibt und eine machen kann, was sie will, hat das Vorteile.

Noch mal zurück zu meiner Rückkehr mit Rollstuhl

Jetzt kehre ich noch mal zu der Zeit zurück, als ich neu behindert war und dachte, ich komme in die gesellschaftskritischen Szenen zurück, denen ich mich inhaltlich zugehörig fühlte. Und immer wieder merkte, dass ich aus Achtlosigkeit oder andern Gründen nicht richtig herein gelassen wurde. Eine Konsequenz war für mich, behindertenpolitisch aktiv zu werden. Zu Anfang habe ich gedacht, warum soll ich denn jetzt in Behindertengruppen gehen? Ich will mich zu Feminismus, Rassismus, Flucht und andern linken Themen engagieren. Warum soll ich zu Behinderten gehen, nur weil ich jetzt auch behindert bin? Das ist doch nicht alles, was mich ausmacht. Aber mit den Beulen, die ich mir beim gegen die Wände rennen geholt habe, und mit zunehmenden Kontakten zur autonomen Krüppel- und Behinderten-Bewegung, habe ich dort eine Heimat gefunden. „Krüppel“ ist in diesem Zusammenhang nicht als Schimpfwort gemeint, sondern als positive, selbstbewusste Selbstbezeichnung. Genau wie „schwul“ früher ein Schimpfwort war, das selbstbewusste Menschen aufgegriffen haben, nach dem Motto „Ja, ich bin schwul, und ich bin stolz drauf!“. Und deshalb Gay-Pride-Paraden feiern. Vom Wortsinn her hat „Krüppel“, im Gegensatz zu „behindert“ und den andern handelsüblichen Bezeichnungen nichts Abwertendes, sondern ist wertfrei. Es kommt von „krumm“. Ob es wohl Zufall ist, dass es Ähnlichkeiten hat mit der Bedeutung von „queer“ (= schräg, anders, quer zur Norm) aus der Homo-Szene?

Statt Lebenslauf

Der politische, gesellschaftsanalytische Ansatz der Krüppelbewegung hat mir das Herz erwärmt und ein starkes Gefühl gegeben. Ich war einige Jahre im „Bundesweiten Forum der Krüppel- und Behinderteninitiativen“ aktiv, bis wir es vor ein paar Jahren mangels genug aktiven MitstreiterInnen zu Grabe tragen mussten. Von 1995 bis zur ihrer Auflösung 1999 habe ich regelmäßig in der Randschau (Zeitschrift für Behindertenpolitik) veröffentlicht. Außerdem habe ich Vorträge über Frauen mit Behinderungen, über Gewalt, behinderte Lesben, Sexualität und Behinderung gehalten und anschauliche Anti-Diskriminierungs-Kurse für Nichtbehinderte gegeben. Daneben habe ich Gedichte geschrieben und Lesungen mit Gedichten und andern Texten gemacht. Als eine von mehreren behinderten Frauen habe ich Artikel für feministische Zeitschriften und Schriftenreihen veröffentlicht, um das Thema Frauen mit Behinderungen mehr in der Frauenszene zu verankern und nicht in den „Behinderten-Bereich“ abschieben zu lassen. Das Coming-Out-Lesebuch aus dem Ariadne-Verlag kann ich in diesem Zusammenhang empfehlen.

Ich habe zwei regionale Krüppel-Lesben-Gruppen mitgegründet und mich 4 Jahre im Krüppel-Lesben-Netzwerk engagiert (überregional für den deutschsprachigen Raum). Ich glaube, im Netzwerk passiert heute nicht mehr viel. Aber es gibt Veranstaltungen zum Thema z.B. bei den jährlichen „Lesbenfrühlingstreffen“ (LFT).

Weil ich fand, dass es zu wenig positive Bilder von Menschen mit Behinderungen gab, habe ich Mitte der 90-er Jahre angefangen zu fotografieren. Das war eine gute Idee. Fotos von mir sind an verschiedenen Orten abgedruckt. Im Postkartenverlag „EntARTungen von Krüppel-Frauen“, den Tanja Muster (†) gegründet hat, sind Karten und Poster mit Motiven von mir erschienen. Ich habe drei verschiedene Foto-Ausstellungen erarbeitet: „Frauen zweier Welten“ war eine Auftragsarbeit über das Zusammenleben von Migrantinnen und deutschen Frauen im Stadtteil. „Schrei!“ ist eine Ausstellung über schreiende Frauen und Mädchen (verschiedener Nationalitäten und Hautfarben, mit und ohne Behinderungen). „Lieber lebendig als normal“ zeigt Frauen und Lesben mit Behinderungen und greift verschiedene Inhalte auf, wie z.B.

Schönheit, andersartige Körperformen, Pränatale Diagnostik, Liebe, Mutter sein, Stufen und andere Barrieren,...

„Schrei!“ und „Lieber lebendig als normal“ sind Wanderausstellungen, die man gegen Gebühr ausleihen und vor Ort zeigen kann. Aber nur, wenn der Ort barrierefrei zugänglich ist. Für Anfragen am besten meinen Namen bei einer Internet-Suchmaschine eingeben, da lässt sich bestimmt herausfinden, wie ich gerade erreichbar bin.

Nach einigem Suchen habe ich Ende der 90-er Jahre eine Gruppe gefunden, die gar nichts mit Behinderung zu tun hatte, aber trotzdem kein Problem aus meinem Rollstuhl gemacht hat. Ich hatte über längere Zeit nach einer Gruppe gesucht, die im weitesten Sinne etwas gegen Rassismus tut. Absurderweise war es auch da immer wieder ein Problem, dass ich nicht auf die übliche Weise zu Fuß laufe. Aber es gibt eine bundesweite Spezialgruppe von amnesty international, die gegen Menschenrechtsverletzungen an Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Transgendern arbeitet und verschiedene Regional-Gruppen hat. Und genau da gab es einen ganz selbstverständlichen Umgang damit, dass die Räume, in denen wir uns treffen, rollstuhlgängig sein müssen. Das ist mir im Gegensatz zu andern Gruppen nicht vorgehalten oder mit Gejamme aufs Brot geschmiert worden, sondern war einfach klar. Das war sehr angenehm. Man konnte sich mal über andere Themen streiten, als über Ausgrenzung aufgrund von Behinderung! Ich bin dann Jahre in der Gruppe aktiv gewesen und habe nur selten ungute Umgangsweisen mit meiner Behinderung erlebt. Es lohnt sich also, weiter zu suchen, man kann auch richtig gute Erfahrungen machen!

Neben diesen Aktivitäten habe ich mein Studium weiter studiert und abgeschlossen. Ich bin von Bochum nach Bremen gezogen und habe als ABM im Frauentherapiezentrum zu arbeiten angefangen. Dort habe ich den Schwerpunkt „Frauen mit Behinderungen und chronischen Krankheiten“ aufgebaut. Ich fühle mich bei „Selbstbestimmt Leben“ in Bremen wohl und treibe mich da oft rum. Aber es war mir ein Anliegen, andere Beratungsstellen für Menschen mit Behinderungen ebenfalls besser nutzbar zu machen. Deshalb habe ich mich entschieden, nicht bei Selbstbestimmt Leben zu arbeiten, sondern in einem andern Projekt. Inhaltlich war es eine sehr spannende und wichtige Arbeit.

Nachdem das Frauentherapiezentrum 2003 geschlossen wurde, bin ich direkt zu meiner jetzigen Arbeitsstelle an der Universität Bremen herübergewechselt. Leider bleibt mir neben der Arbeit nicht mehr so viel Zeit für die Kunst und andere Aktivitäten. Aber für ein paar behindertenpolitische Aktionen in Bremen reicht es. In Bremen gibt es noch eine für heutige Zeiten erstaunlich große Behindertenbewegung. Insgesamt gefällt mir Bremen super. Wir haben hier immer noch ein deutlich toleranteres Klima für Leute, die irgendwie anders aussehen, als ich es aus den meisten andern Städten kenne. Je nach Stadtteil kann man viele Lesben draußen offen erkennbar rumlaufen sehen. Mit meiner Behinderung werde ich viel weniger beguckt, als in andern Städten oder auf dem Land. Das ist sehr angenehm. Soll ich jetzt allen jungen, behinderten Lesben, Schwulen, Bi's und Transgendern empfehlen, nach Bremen zu ziehen? Hm, vielleicht schon.

Viele Wünsche

Was ich jungen Lesben mit Behinderungen raten würde? Nicht still zu halten! Nach den eigenen Wünschen und Sehnsüchten zu suchen und aktiv zu werden, um sie zu verwirklichen. Sich nicht anzupassen. Sondern lieber glücklich zu werden. Auch wenn

es nicht immer leicht ist. Wenn sie mal vermittelt bekommen sollten, dass ihr Körper nicht gut ist oder wenn sie in Gruppen nicht offen aufgenommen werden, sollten sie daran denken, dass es gar nicht mit ihnen zu tun haben muss. Sondern vielleicht nur mit den zu kleinen Köpfen der andern. Ich würde ihnen raten, herauszufinden, was sie an sich selbst gut und wunderbar finden. Und sich dann nach und nach das Umfeld zu suchen, das das genauso sieht.

Was ich mir selbst wünsche? Dass die Sachen, die mich glücklich machen in meinem Leben, weiter so gut bleiben. Ich habe viele Menschen, mit denen ich mir nahe stehe, gute FreundInnen und Bekannte. Ich bin mit meiner Arbeitsstelle sehr froh. Außerdem ist die finanzielle Sicherheit, die mir die Arbeit bringt, sehr angenehm für die Nerven. Meine Wohnung und ihre Lage am Grünen gefällt mir prima. Bremen ist meine absolute Lieblingsstadt. Ich wünsche mir, dass das Gute, das ich habe, bleibt. Und dass 2-3 schwierige Lebensbereiche leichter werden.

Außerdem wünsche ich mir genug Zeit, um gesellschaftspolitisch aktiv zu sein und die Welt zu verbessern. Ich wünsche mir, dass sich die respektlose Flüchtlingspolitik in Europa ändert und Flüchtlinge auf guten Wegen in Sicherheit kommen können. Statt dem Albtraum, der gerade Realität ist.

Und ich wünsche mir, dass die soziale Schere nicht weiter auf geht. Sondern es wieder mehr Gerechtigkeit bei der Verteilung von materiellem Reichtum und Lebenschancen gibt. Auch wenn ich selbst mittlerweile auf der sicheren Seite der sozialen Schere gelandet bin.